Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937
1863

112 (25.4.1863) Sonntags-Blatt (29. März)

Visual Library

Wochen- und Monats-Abonnements nimmt entgegen: Herr Th. Ulrici in Carlsruhe.

Sonntags-Blatt

für

Jedermann aus dem Volke.

Herausgegeben

von

Otto Ruppius.

No. 1. — 1863. Am 29. März.

Erscheint jeden Sonntag. Preis pro Nummer (einschließlich Porto) bei den auswärtigen Agenten 9 Pf. oder monatlich 3 Sgr. — Bei den Postanstalten in Vorausbezahlung vierteljährlich 7½ Sgr. ohne Bestellgeld. — In Berlin bei der Expedition der Volkszeitung pr. Nummer 6 Pf., mit Botenlohn 9 Pf., in monatlicher Vorausbezahlung mit Bringerlohn 3 Sgr.

Zur Einführung.

Wie der Mensch nach dem Mühen und geschäftlichen Treiben der Werktage einen Tag des Ausruhens und der Erfrischung nöthig hat, wie der Sonntagsmorgen in Allen, die nur rechtschaffen gearbeitet haben, das Gefühl des kommenden, wohlverdienten Genusses weckt und damit die Woche erst ihre Vollständigkeit gewinnt — so will unser Blatt in den Wirren und dem Treiben der Gegenwart eine Ergänzung zu den gewöhnlichen politischen Zeitungen bilden und zur rechten Zeit ruhigen, genußreichen Sonntag in den Seelen der Leser schaffen.

Die junge Welt — oder auch die alte, die noch im Herzen jung geblieben — soll in gemüthreichen, spannenden Erzählungen sich selbst und ihre Ideale wiederfinden, — und bedeutende Kräfte unserer deutschen Prosaiker sind für die Ausführung dieses Theils gewonnen. Schon der hier folgende erste Roman kann ein Zeugniß für den Geist, welcher in dieser Richtung das Blatt beleben wird, ablegen.

Für den Mann von ernsterem Denken, die Frau von praktischem, verständigem Sinne werden sich anregende Abhandlungen über Alles, was die Wissenschaft Großes entdeckt und in das wirkliche Leben eingeführt, finden; wird die Geschichte der Vergangenheit in lebendigen kleinen Bildern als Spiegel der Gegenwart sich vor ihren Blicken entrollen, und die fähigsten Geister der Jetztzeit, die es erkannt, daß es der wahre Beruf der Wissenschaft ist sich mit dem großen, praktischen Leben in Wort und That zu vereinen, haben zur Erreichung dieses Zieles unserem Blatte die Betheiligung zugesagt.

Aber auch das literarische und Kunstleben der Gegenwart wird in kurzen, pickanten Berichten seine regelmäßige Vertretung finden — andere Bestrebungen der Zeit, wie Einzelnes derselben in dem jetzigen Probeblatte bereits angedeutet, werden daneben nicht vernachlässigt werden, und wenn wir zum Schluß noch für die Gemüthswelt der Frauen ein fortlaufendes Album von Original-Dichtungen anschließen, so glauben wir erfüllt zu haben, was sich nur von einem deutschen Sonntagsblatte beanspruchen läßt.

Was wir aber versprochen haben, werden wir getreulich halten. — Und so mag denn unser neues Blatt hinausgehen, mag in alle Gegenden Deutschlands seinen Gruß tragen und ein freundliches Willkommen finden.

Verleger und Redaktion.

Heimchen.

Roman von Otto Ruppius.

I.

„Gewehr über! Rechts und links schwenkt zum Kreise, marsch!“ Die Compagnie formirte den weiten Ring um ihren Hauptmann, hinter welchem jetzt der Feldwebel Platz nahm und in Erwartung des Kommenden die Brieftasche zwischen den Brustknöpfen der Montirung hervorzog.

In den Gesichtern der Mannschaft ringsum stand etwas wie die Spannung auf ein besonderes Ereigniß, von dessen Bevorstehen sich bereits eine halbe Kunde verbreitet; zwischen den Augenbrauen des Kommandirenden aber hatte sich eine Gewitterwolke zusammengezogen und das kalte, scharf ausgeprägte Gesicht begann ein leises Roth zu färben.

„Musketier Berghaus vor!“

Ein Mann im vorderen Gliede, schlank und hoch gewachsen, auf der zuckenden Oberlippe erst die kräftigen Anfangssprossen eines dunklen Bartes zeigend, trat mit erbleichendem Gesichte in den Kreis. „Ziehen Sie das Gewehr an!“ klang es halblaut hinter ihm, und wie in volle Befangenheit über die Vernachlässigung der einfachen Dienstvorschrift gerathend, strebte er umsonst unter dem steil aufgerichteten Gewehre eine freie Haltung zu gewinnen.

„Seht Euch einmal den Menschen an — kommt er nicht daher wie eine krumme Neune?“ begann der Hauptmann, den Kopf zurückwerfend, und es klang wie ein ingrimmiger Hohn in seinem Tone; „er kann Alles, nur nicht das, was er sollte; er liest lateinische Bücher, aber ist der Schlechteste beim Exercieren; er kann auf dem Klimperkasten spielen, aber versteht nicht einmal seine Knöpfe recht zu putzen; große Rosinen hat er im Kopfe und kann nicht einmal die simpelsten Vorschriften für den Soldaten behalten. Jetzt hat er ein vornehmer Schreiber werden wollen; auf einem bequemen Stuhle im Büreau schmeckt es ihm besser, als unter dem Gewehr; aber er hat nicht soviel merken können, daß der Soldat nichts ohne Wissen und Willen seiner nächsten Vorgesetzten unternehmen darf — und so wird aus der eigenmächtigen Bewerbung um die Schreiberei nichts, sondern er spaziert in Arrest! — Jetzt, Herr“, fuhr der Sprechende fort, den finstern Blick bohrend in das bleiche, starre Gesicht des vor ihm Stehenden richtend, „möchte ich wissen, was Sie zu einem Schritte hinter meinem Rücken veranlaßt hat, den ich bei Ihnen als einen reiflich überdachten ansehen und behandeln muß — ich sehe auch in unbedeutenden Dingen immer gern völlig klar.“

Die Lippen des jungen Mannes zuckten, aber sein dunkles Auge hielt fest dem Blicke des Compagnie-Chefs Stand. „Herr Hauptmann, es war mir unmöglich, es länger in der Kaserne auszuhalten!“ sagte er, seine Stimme dämpfend, ohne dennoch die zitternde Erregung darin verdecken zu können.

„Ah, er hat es nicht länger in der Kaserne aushalten können!“ wiederholte Jener laut und mit ausgeprägtem Hohne, „war ihm nicht vornehm genug, wenn ihm auch das Commißbrot recht gut schmeckt, da sich von dem Vornehmthun allein nicht gut leben läßt!“

„Herr Hauptmann, ich hätte meine Kenntnisse in der außerdienstlichen Zeit verwerthen können, wenn mir ein Privat-Quartier gestattet worden wäre —“

„Kenntnisse verwerthen! Herr, denken Sie, der König nährt und kleidet Sie, um Ihnen damit eine Hülfe für Ihren Civilverdienst zu schaffen? Sie sind Soldat, nichts weiter, für den alle diese engen Civilverbindungen den Teufel taugen, und ich will dafür sorgen, daß Sie Ihre Stellung erkennen lernen! Unteroffizier Bachmann, lassen

Sie dem Manne sein Gewehr abgeben, die alte Jacke anziehen und bringen Sie ihn dann nach der Hauptwache!"

Nur ein scharfes Aufeinanderpressen der Lippen verrieth die innere Bewegung des Arrestanten, als jetzt der Hauptmann ihm kurz den Rücken kehrte und der hervorgerufene Unteroffizier, dem Aeußeren nach wohl einer der jüngsten in der Compagnie, in den Kreis trat und vergebens bestrebt zu sein schien, eine rege Theilnahme in seinen Zügen mit dem Ernste des Dienstes zu verdecken. „Muth, Berghaus; Lumperei vierundzwanzig Stunden auf der Hauptwache!" raunte dieser ihm zu, als sich die Glieder der Compagnie geöffnet hatten, um Beide hindurch zu lassen — es war dieselbe Stimme, welche vorher gemahnt, das Gewehr anzuziehen. Uebrigens hätten Sie sich die ganze Geschichte ersparen können, wenn Sie auf ein vernünftiges Wort hörten!"

Der junge Mann antwortete nicht und schritt, starr vor sich niederblickend, neben seinem Begleiter her, bis die Kaserne erreicht war, er in demselben finstern Schweigen sein Armaturzeug abgelegt hatte und Beide auf dem Weg nach dem Arrestlokale waren. — „Hol's der Böse!" begann hier der Unteroffizier von Neuem; „wenn Jemand sich selbst eine Suppe eingebrockt hat, soll er auch die Courage haben, sie fidel auszuessen. Ich habe Ihnen vom Anfange gesagt, daß beim Militair nichts für Sie zu holen ist; Sie hätten mit einem Jahre Dienstzeit wegkommen können und die Verpflegung wäre Ihnen, wie Ihre Verhältnisse standen, auch gewährt worden — das sollte aber durchaus eine Carriere beim Militair geben und der Commißdienst nur so nebenher gehen. Jawohl! Was Sie verstehen, wissen wir genug, damit läßt sich aber noch nicht einmal das Lederzeug in Stand setzen, und gerade deshalb ist der Hauptmann, wenn er Sie auch Sie nennen läßt, schärfer hinter Ihnen her, als manchem Andern — die Dinge gehen nicht so, Berghaus, wie Sie sich denken! Ich bin zufrieden, wenn ich es einmal durch besonderes Glück bis zum Feldwebel und endlich zu einer halbwegen Civilversorgung bringe — das ist natürlich für Sie gar nichts; wohin Sie aber eigentlich wollen, soll erst noch Jemand errathen. Es ist mir immer, als griffen Sie in's Blaue hinein und vergäßen darüber die Steine, über die Sie stolpern müssen — freilich ist das Alles unnütz gesprochen; wenigstens aber sollten Sie um 24 Stunden Arrest, die Sie sich doch selbst geholt, nicht ein Gesicht ziehen, als dächten Sie an's Todtschießen!"

Sie waren in eine belebte Hauptstraße der Stadt eingebogen und der Arrestant hielt plötzlich seinen Schritt an. „Wenn Sie mir eine Liebe erzeigen wollen, Bachmann", sagte er, einen raschen, scharfen Blick in die Ferne sendend, „so lassen Sie uns einen stilleren Weg suchen; mir ist es, als müsse mir Jeder ansehen, wohin unsere Reise geht!"

„Was das nun wieder, trotz der Commißjacke, für Einbildungen sind; es dreht wahrlich kein Mädchen nur den Kopf nach uns!" erwiderte Jener halb lachend, halb ärgerlich; „ich thät Ihnen aber doch den Willen, wenn dort nicht der Feldwebel vom Exerzieren käme; wir dürfen nicht von dem geraden Wege abgehen!"

Einen Augenblick schien es, als wolle Berghaus, trotz des heranschreitenden Vorgesetzten, einen neuen Versuch zur Vermeidung der breiten Straße machen; dann aber, wie sich zu einem Entschlusse zusammenraffend, folgte er, finster geradeaus blickend, seinem Begleiter, bis der auf der andern Seite der Straße nahende Feldwebel Beide schon von Weitem zu sich herüber winkte. Ein eigenthümlicher Zug, fast ein Ausdruck von bitterem Selbsthohn, lag um den Mund des Arrestanten, als er nothgedrungen die Straße kreuzte.

„Ein Brief für Sie, Berghaus!" klang es ihm entgegen, „wenigstens doch ein Stück Unterhaltung für die nächsten vierundzwanzig Stunden. Es ist auch ein Packet dabei, was Sie morgen bei mir abholen können!" Fast aber nur mechanisch schien der junge Mann nach dem ihm gebotenen Couvert zu greifen und auch den satyrischen Blick, mit welchem der vor ihm Stehende sein Gesicht streifte, kaum zu bemerken; sein ganzes Denken schien an etwas, außerhalb der jetzigen Bewegung Liegendem zu haften, und kaum hatte sich der Feldwebel mit kurzem Gruße entfernt, als er hastig aufsah und eine Bewegung machte, die früher verfolgte Seite der Straße wieder zu gewinnen, im nächsten Momente aber, hoch aufgerichtet, mit einem fliegenden Roth auf seinen Wangen, hart an die Häuserreihe zurücktrat. Zwei Damen, von einem Bedienten gefolgt, wollten soeben passiren, aber das große, dunkele Augenpaar einer derselben hatte sich, leicht emporblickend, nach dem Dastehenden gewandt und blieb jetzt mit einem hellen Aufblitzen an seinem Gesichte hängen. „Herr Berghaus! Sieht man Sie wirklich einmal wieder — wenn auch ohne Ihren Willen, wie es scheint?" hörte der Arrestant, während die Sprecherin in sichtlich angenehmer Ueberraschung ihren Schritt anhielt und ein feines Roth in die jugendlichen, aristokratischen Züge trat. „Sie dienen Ihre Zeit ab, ich habe so etwas gehört", fuhr sie lebendig fort, während ihr Blick die abgetragenen Uniformstücke des jungen Mannes überlief, „ist es denn aber deshalb nöthig, daß Sie sich so lange unsichtbar machen — oder haben Sie unsere prächtigen musikalischen Abende vergessen?"

„Um Gotteswillen, Fräulein, reden Sie nicht so zu einem armen Commißsoldaten, der jetzt vor Ihnen steht", rang es sich aus dem Munde des jungen Mannes wie unter hartem Seelendrucke hervor; „ich bin im Augenblick auf dem Wege zum Arrest — vielleicht nur, weil ich die glückliche Zeit, welche Sie andeuten, nicht vergessen konnte!"

„Zum Arrest?" erwiderte das Mädchen mit schalkhaft zuckenden Lippen und ein klingendes Lachen, fast zu laut für die Straße, folgte den Worten, während ein lustiger Blick den begleitenden Unteroffizier streifte; „Sie schickt man in Arrest, und was ist der Grund, von welchem Sie sprachen?"

„Ich habe mich bei dem Adjutanten zum Büreaudienst gemeldet, da ich glaubte, dort mehr an meinem Platze zu sein, als unter dem Gewehr; habe indessen die nöthige Meldung bei meinem Compagnie-Chef versäumt — aber setzen Sie sich doch keiner größern Aufmerksamkeit durch das Gespräch mit einem Menschen, wie ich es jetzt bin, aus, Fräulein, ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Freundlichkeit!"

„Warten Sie doch, was kümmern mich denn einfältige Menschen!" erwiderte sie eifrig, aber noch immer lachend. „Beim Adjutanten Ihres Regiments, sagen Sie? Wissen Sie den Namen?"

„Lieutenant von Hochstedt! Aber ich weiß nicht, Fräulein —"

Sie nickte lachend. „Ich weiß auch noch nichts, Herr Berghaus, und lassen Sie sich meine Laune bei Ihrem Unglück nicht verdrießen — es ist aber gar zu wunderlich, Ihre Persönlichkeit mit dem Arrest in Verbindung zu bringen. Ich freue mich, Sie einmal wiedergesehen zu haben, und sage Ihnen nur noch, daß ich Sehnsucht nach unserer Musik habe!" Sie nickte ihm in voller Laune zu und wandte sich dann nach ihrer seitwärts getretenen Begleiterin, mit dieser ihren Weg fortsetzend.

„Wollten Sie deswegen einen andern Weg nehmen?" fragte der Unteroffizier, mit halb zugedrücktem linken Auge nach der Davongehenden deutend. „Heiliges Gewitter, was sind Sie für ein Mensch, Berghaus! schlagen keck über die Dienst-Instruction, wie ein junges Pferd über den Strang, fürchten sich aber in ein Paar hübsche Augen zu sehen — und was das für Augen waren —!"

„Lassen Sie uns gehen!" unterbrach ihn der junge Mann, mit der Hand über sein Gesicht fahrend und dann rasch den weiteren Weg aufnehmend. „Haben Sie denn gar keinen Begriff, Bachmann", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, mit einem aus Ingrimm und einer weichen Empfindung eigenthümlich gemischten Ausdrucke den Blick hebend, „daß ein Mensch, den das Schicksal auf meinen Platz geschleudert hat, wo er wenigstens für einen neuen Anfang sichern Boden gefunden, sich vorwärts arbeiten muß, vorwärts trotz Hauptmann und Arrest, vorwärts, und wenn er sich auch selbst neue Wege brechen müßte, sobald er einmal in Kreisen gelebt, zu denen er seinem ganzen Wesen nach gehört und die ihm bei jeder Begegnung immer wieder eine Mahnung senden, so ängstlich er diese auch vermeiden mag? Per aspera ad astra, Bachmann! — aber das verstehen Sie nicht, schadet Ihnen auch nichts — nur predigen Sie mir keine Vernunft mehr, so vernünftig und gut gemeint auch Ihre Worte sind; ich habe Sie von Herzen lieb, Bachmann, aber wir differiren unserer Natur nach in so mancherlei Dingen, und was für Viele recht wäre, paßt eben nicht für mich!"

Bachmann ließ mit einem wunderlichen Gesichtsausdruck die Hand hinter das Ohr fahren. „Strengen Sie sich nur nicht an, ich verstehe Sie ganz gut", sagte er langsam, „aber dort ist die Hauptwache, das ist vorläufig das Ende!" —

Eine Viertelstunde später saß Berghaus auf der harten Pritsche in einer der engen Zellen des Arrestlokales, und erst als er in einem unwillkürlichen Ausbruch seiner Stimmung den auf dem Wege erhaltenen Brief in seiner Hand zusammenknitterte, wurde er von Neuem an diesen erinnert.

„Von Heimchen wieder!" sagte er nach einem raschen Blicke auf die Adresse, und ein eigenthümlicher Zug, wie leichter Verdruß, dem dennoch eine halbe unwillkürliche Rührung beigemischt schien, legte sich um seinen Mund; „ich wollte, das Mädchen wäre nicht anders als die Uebrigen gegen mich, denn helfen kann sie mir doch eben so wenig, als ich ihr!"

Er hatte das Couvert langsam geöffnet und das mit feinen zierlichen Schriftzügen bedeckte Papier auseinander geschlagen; aber nur wie halb widerwillig las er:

„Liebster Richard!

Du hast mir keine Antwort auf meinen letzten Brief gesandt, aber der Dienst wird Dich wohl abgehalten haben, denn ich bin mir ja nicht bewußt, Dich irgendwie beleidigt zu haben. Ich dachte daran, daß Du Strümpfe nöthig haben müßtest, da Du doch ohne irgend Jemand bist, der für dergleichen Dinge sorgte, und so habe ich einige Paar für Dich fertig gemacht — auch etwas andere Wäsche wirst Du beigepackt finden. Wenn Dich die Sendung nur ein klein wenig freut, so bin ich ganz zufrieden.

Vater ist wegen Deines Soldatenwerdens noch immer so übel auf Dich zu sprechen, als anfänglich, und wenn ich auch überzeugt bin, daß Du damit nach bestem Verstande gehandelt haben wirst, so darf ich doch kein Wort deshalb sagen; gerade gegen mich habest Du damit eine Sünde begangen, sagte er gestern, wo[illegible]n ich aber, so viel wunderliche Vorstellungen ich mir auch über die Aeußerung mache, keine Sylbe verstehe. Hast Du einen Begriff von dem Sinne?

Im Allgemeinen wird es jetzt recht still bei uns. Viele von den Alten, die keinen Abend ihr Bier am gewohnten Platze bei uns versäumten, haben ihre Stammpfeifen in Ruhestand versetzt und sich hinaus nach dem Gottesacker tragen lassen. Besonders hat der Tod an dem runden Tische beim Ofen aufgeräumt, und als die beiden noch allein Uebriggebliebenen zwei Abende ohne nur ein Wort zu sprechen sich gegenüber gesessen hatten, holte sie Vater nach dem großen Tische, wo auch schon mancher Stuhl frei geworden ist. Es war aber recht traurig, sie mochten Beide wohl schon gegen zwanzig Jahre fast jeden Abend auf denselben Plätzen gesessen haben. Jetzt überschleicht immer ein ganz ängstliches Gefühl uns Alle, wenn Einer von den Gästen nur eine halbe Stunde über seine gewöhnliche Zeit ausbleibt.

Da kommt denn bei der eingetretenen Stille oft der alte Musik-Direktor, der noch immer der Rüstigste von Allen ist, nach Mutters Stube, wo der alte Flügel steht, und hat mit mir wieder Gesangstudien vorgenommen. Er will durchaus wissen, daß die Zirpstimme des Heimchens sich zu einem ganz hübschen vollen Organe entwickelt habe, und weil er nun behauptet, daß er nur darum nicht so rasch wackelig, wie die andern Alten, geworden sei, weil er sich immer Arbeit wie in seinen jüngern Tagen gemacht, so muß ich ihm schon den Willen thun.

Aber das Alles wird Dich jetzt wohl kaum interessiren und ich will Dich nicht langweilen. Wenn Du mir aber einmal schreiben könntest, wie es Dir geht, so würdest Du damit recht glücklich machen Deine getreue Pflegeschwester Hermine Füller."

Ein Wechsel der verschiedensten Empfindungen hatte sich während des Lesens in den Zügen des jungen Mannes gezeigt. Bei der angedeuteten Wäschesendung zuckte es wie ein Gefühl von Belästigung, das dennoch vor dem Tone des Briefes nicht recht zum Durchbruch kommen wollte, zwischen seinen Augenbrauen; bei der Aeußerung aber, welche von einer Sünde gegen die Schreiberin durch sein Soldatenwerden sprach, legte es sich wie ein ausgeprägter finsterer Unwille um seinen Mund. Erst in der Mitte der darauf folgenden Schilderung trat ein stilles Sinnen, wie wachgerufene Erinnerungen in sein Gesicht, und mit dem gleichen Ausdrucke faltete er endlich langsam das Blatt zusammen, warf den Arrestmantel als Kopfkissen auf die Pritsche und streckte sich lang auf dieser aus, die Augen durch die enge vergitterte Luke nach dem röthlichen Scheine der untergehenden Sonne gerichtet. Seine ganze Kinderwelt war durch einzelne Worte in dem letzten Theile des Briefes vor ihm lebendig geworden, er wußte kaum selbst wie, und fast unwillkürlich gab er sich den vor seinem innern Auge aufsteigenden Bildern hin.

Da hatte es eine Zeit gegeben, in welcher sein Vater noch gelebt und ihn angehalten hatte, den alten Füller „Onkel" zu nennen, obgleich der Knabe nie hatte ermitteln können, auf welche Art von Verwandtschaft sich diese Bezeichnung stütze. Damals war er oft in Füller's Haus gekommen, das nur unter dem Namen der „Geheimeraths-Kneipe" bekannt war, eine Benennung, welche es dem ausschließlichen Besuche alter, theils schon pensionirter Beamter in dem dort eingerichteten Bierlokale verdankte — der Vater des Knaben hatte selbst zu den Stammgästen gehört — und dort hatte der Letztere ein kleines blondes Mädchen mit tiefblauen Augen gefunden, welches dem alten Füller bei Bedienung der Gäste oft spielend an die Hand gegangen, indessen viel zu unbedeutend für den älteren trotzigen Knaben gewesen war, als daß er es nur besonders hätte beachten sollen. Sie war ursprünglich wohl Hermchen gerufen worden, aber die halbleise, silberne Stimme, mit welcher sie jede Frage der Gäste beantwortete und sich dann scheu wieder in einen Winkel zurückzog, hatte die Namensabkürzung bald in „Heimchen" verwandelt, eine Benennung, welche das Mädchen in Richard's Augen nur noch unbedeutender erscheinen ließ. Was den Letzteren meist allein in das Haus führte, waren die Leckerbissen gewesen, welche die in der Küche waltende „Mutter" Füller stets für ihren „tollen Burschen" bereit gehabt. Schon in der damaligen Zeit aber hatten ihn einzelne Worte der redseligen Frau in eine Beziehung zu Heimchen gebracht, die er nicht verstanden, die ihn aber, trotz ihrer Dunkelheit, stets mit gründlichem Mißvergnügen erfüllt.

Dann war die Zeit gekommen, wo er das väterliche Haus verlassen hatte, um das Gymnasium zu besuchen. Seines Vaters Verbindungen hatten ihm in der fremden Stadt den Eintritt in manche der besten Familien verschafft und sein hochstrebender Sinn begann mit der Zeit die Befriedigung eines Umgangs zu fühlen, der ebenso seinen Gedanken von der Stellung, wie er selbst sie künftig einmal einzunehmen gedachte, entsprach, als er zum ersten Male darin den Reiz weiblicher, geistig und körperlich ausgezeichneter Gesellschaft kennen lernte. So war es ihm bei seinen zeitweisen Besuchen im väterlichen Hause mit der Zeit eine fast drückende Pflicht geworden, seinen ersten Ausgang in der alten Heimathsstadt stets zur Begrüßung von „Onkel" und „Mutter" Füller anwenden zu müssen. Es lag etwas so streng bürgerliches in dem Leben der Familie, der Ton, welchen er als erwachsener junger Mann dort fand, unterschied sich in seiner derben, herzlichen Geradheit so wenig von dem, welchem er als Knabe begegnet, daß er bei seiner jetzigen Geschmacksrichtung am wenigsten wohlthuend davon berührt wurde, und stets erleichtert aufathmete, sobald er das Haus verlassen. — „Halte mir die Füller's in Ehren", hatte ihm einst der alte Berghaus ernst erwidert, als Jenem eine unwillkürliche Aeußerung über die enge Verbindung seines Vaters mit der Familie entschlüpft war; „zuerst weißt Du allerdings nicht, wie viel Mutter Füller für Dich schon als kleines Kind beim Tode Deiner eigenen Mutter gethan; andererseits aber könnte es Dir noch einmal sehr angenehm sein, den Füller's so nahe als möglich zu stehen. Was ich an Vermögen besitze, wird nicht einmal für die Vollendung Deiner Studien ausreichen, und ich werde dazu von meinem Gehalte sparen müssen. Sollte mir aber vor der Zeit Deiner errungenen Selbstständigkeit etwas Menschliches begegnen, woran ich bei meinem Alter wohl denken kann, so würde es eben nur auf Dich ankommen, von Füller's, wie dies schon einmal geschehen, als eigenes Kind behandelt zu werden. Wollen wir aber noch weiter hinaus sehen, so hätte wohl bei Heimchen kaum Jemand so viel Chancen als Du, und es käme nur darauf an, Dir ihre Zuneigung für Dich, welche mit ihr groß geworden zu sein scheint, zu erhalten, um Dich einmal in das wärmste Nest hineinsetzen zu können!" Bei diesem Schlusse aber war das Bild des fünfzehnjährigen, bleichen, noch wenig ausgebildeten Mädchens vor die Seele des jungen Menschen getreten und im scharfen Contrast daneben so manches rosige, pickante Gesicht aus seinen neueren Umgangskreisen; zugleich aber hatte die ganze Zumuthung: um des Vermögens dieser Leute willen ihnen ein anderes Gesicht zu zeigen, als es der Ausdruck seines Gefühls war, etwas so Erniedrigendes für ihn, daß die Dankbarkeit, welche er der Mutter Füller schuldig sein sollte, ganz darunter verschwand und ihm in diesem Augenblicke sein eigener Vater, von welchem er nur den Ausdruck nobler Gesinnungsweise gewohnt war, fremd erschien. Die Nutzanwendung, welche er aus der ihm gewordenen Ermahnung zog, war nur die, für die Zukunft so wenig als möglich das väterliche Haus zu besuchen.

Er hatte dabei nicht geahnt, wie schnell ihn das Schicksal beim Wort nehmen werde. Nur wenige Wochen vor dem Termine, an welchem er ein glänzendes Abgangs-Examen für seinen Uebertritt zur Universität zu machen gedacht, hatte ihn die Nachricht von dem schnellen Tode seines Vaters getroffen. Der Schlag war so plötzlich und eingreifend für ihn gewesen, daß er kaum gewußt, wie er seine Heimathsstadt erreicht, daß ihm die Tage bis zum Begräbniß des geliebten Todten wie unter einem drückenden, schweren Traume vergangen waren, und erst als der Hügel sich über dem Sarge gewölbt, als sich ihm plötzlich wie ein Gespenst die Frage: „Was nun?" vor die Seele gestellt, hatte er sich mit wiederkehrenden klaren Sinnen inmitten der Familie Füller nach deren Hause zurückgeführt gefunden. Er sah der Mutter noch immer thränenüberströmtes Gesicht, sah Heimchen's blasse Züge mit einem Ausdruck von unsäglichem Mitleide nach ihm gekehrt, aber erst als Onkel Füller ihn mit seiner gutmüthigen Derbheit unter den Arm gefaßt und ihn nach einer Nebenstube geführt, war die bestimmte Ahnung über ihn gekommen, daß er jetzt vor der Entscheidung seiner ganzen Zukunft stehe. „Es wird Dir nichts taugen, mein Junge, Dich hier noch lange aufzuhalten", hatte der Alte gesagt, „die beste Medizin in einem solchen Falle, wie der Deinige, ist veränderte Umgebung und scharfe Arbeit. Du bist mitten aus Deinen Vorbereitungen zum Examen herausgerissen worden, darum gehe sobald als möglich und nimm Deine Arbeiten wieder auf. Was in der Zukunft auch einmal aus Dir werden möge, so ist es immer gut, das Maturitäts-Zeugniß zu besitzen. Dein Vater hat mich zu Deinem Vormunde ernannt, ich möchte Dir aber hier gleich sagen, daß Du mich und die Mutter von heute ab als Deine Eltern betrachten magst. Ueber alles Weitere sprechen wir dann schon später." In des jungen Mannes Seele aber war fast nur das eine Wort hängen geblieben: „Was auch einmal aus Dir werden möge!" das ihm schon jetzt eine andere Laufbahn, als die von ihm geträumte, angedeutet, und in der Erklärung seiner Annahme an Kindesstatt war ihm wenig mehr entgegengetreten, als der künftige Zwang, der ihn bei einer Opposition gegen vielleicht schon vorhandene Pläne treffen würde. Füller aber hatte die kalte Erwiderung, welche seinem kräftigen Händedrucke geworden, sichtlich nur dem von Trauer gebeugten Herzen seines Schützlings zugeschrieben, hatte mit derber Sorglichkeit ihn aufzurichten versucht und war nicht von ihm gewichen, bis der junge Mann noch an demselben Tage nach kurzem Abschiede von den übrigen Familiengliedern den Postwagen zur Abreise bestiegen. Dort hatte ihm, eben als die Pferde angezogen, der Alte noch eine Geldrolle in die Hand gedrückt, und der Beschenkte hatte sich von einem neuen bedrückenden Gefühle, das ihn dabei übermannen wollte, nur durch die Vorstellung befreien können, daß der Nachlaß seines Vaters die Gabe jedenfalls weit überwiege.

Dann war die Entscheidung seines eigentlichen Schicksals gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Blatt.

Album.

Dämmerstunde.

Wenn sich die Sonne neigt
Und wenn der Dämm'rung Schleier
Auf uns're müde Erde niedersteigt
In stiller Feier,
Und Du alleine bist
Im trauten Kämmerlein,
Und die Gedanken rauschen
In Deines Herzens Schrein;
Hast Du dann nie empfunden,
Daß still ein süßes Bild
Von halb vergess'nen Stunden
Aufdämmert vor Dir mild?
Daß sich Dein Jugendtreiben
Vor Deine Seele stellt
Und einer alten Liebe Blitz
Die Nacht durchhellt?

O, schließ die Augen dann!
Sieh, all die alten Träume
Gespenstig rauschen sie an Dir vorbei,
Manch traut' Gesicht blickt durch der Wolken Räume.
Die treuen Freunde all,
Wo sind sie denn geblieben?
Sie sind verweht wie Glockenhall,
Mit ihnen auch Dein Sehnen, Lieben.
Nur manch' vergilbtes Blatt
Und manche Schleife, die am Herzen
Der Liebsten einst geruhet hat,
Die hast Du noch — und Deine Schmerzen!
O schäm' Dich nicht — Du weinest!
Ein schönes Zeugniß ist die Thrän', die klare,
Daß die Erinn'rungskerzen flammen
Auf Deines Herzens Hochaltare.

Bist jung, noch einmal jung!
In Deinen Adern stürmt es wild,
Es rollt Dein Blut, ein ungezügelt Roß,
Kein graues Härchen zeigt Dein Spiegelbild,
Noch einmal schwimmst Du auf dem Meer der Lust
Und Alles, Alles hast Du wieder;
Wie zitterst Du in trunk'ner Seligkeit,
Es kränzen Freudenzähren Deine Lider.
Weit öffnet sich die Brust,
Läßt ein sie all', die traulichen Gestalten,
Und duftig, sonn'umstrahlt siehst Du zur Blüth'
Des jungen Herzens Träume sich entfalten.
O, so ein Augenblick bleibt unbezahlt!
Ein hoch Geschenk ist der Erinn'rung Rauschen,
Wo Du in stiller Dämmerung
Magst ungestört den lieben Bildern lauschen.

Th. Schuckhart.

Aus der Zeit.

Auch eine sociale Frage.*)

Herr Redakteur! Ueberall im öffentlichen Leben drückt sich jetzt ein Bestreben und Arbeiten aus, das Jedem in seiner Art zu größerem Glück verhelfen soll — sei dies im politischen Leben der Völker oder im engeren Kreise bestimmter Stände, wie jetzt unter dem Arbeiterstande; Alles das aber geht im Grunde doch nur den männlichen Theil der Menschheit an, und bei all den Bestrebungen nach Verbesserung und Befreiung habe ich noch nicht ein einziges Auge getroffen, das einen Blick für die besonderen Verhältnisse des weiblichen Theils, welcher doch sogar die Majorität im Volke bildet, gehabt hätte. Oder sind wir Frauen nicht auch ein Stück der Bevölkerung im Staate, das ein Recht auf volle Berücksichtigung hat? — Ich bitte Sie nun aber, das spöttische Lächeln, das sich wohl jetzt in Ihren Mundwinkeln bildet, noch einen Augenblick zu unterdrücken, ich bin keine Emanzipationssüchtige, die Sie mit allerhand Hirngespinnsten zu plagen gedenkt, sondern möchte Ihnen nur einige kleine Bilder aus der Wirklichkeit vorführen und Sie dann fragen: wohin soll das zuletzt mit uns?

Im großen Allgemeinen zeigen die Geburtslisten immer mehr geborene Mädchen als Knaben — die Sterbelisten immer mehr gestorbene Männer als Frauen; der weibliche Theil der Bevölkerung muß also mit jedem Tage den der männlichen mehr überwiegen und in mancher deutschen Stadt könnten Sie heute auf die vorhandene Zahl unverheiratheter junger Männer die doppelte Zahl heirathsfähiger Mädchen finden. Bei alledem scheint für die jungen Männer die Gründung einer Familie mit jedem Tage schwerer zu werden. Der Beamte muß oft bis zum 40. Jahre warten, ehe er an den eigenen Heerd denken darf; in der Armee wird das Verheirathetsein der Jüngeren als ein Mißstand betrachtet; der Geschäftsmann aber muß vor Allem nach dem Vermögen fragen, wenn ihm eine Heirath etwas helfen soll, und viele Andere, die vielleicht die Gründung eines Hausstandes ermöglichen könnten, ziehen es vor, den Annehmlichkeiten des Junggesellenstandes treu zu bleiben, als ihre verschiedenen Passionen den Mehrkosten einer eigenen Familie zu opfern.

Die Mädchen aber, welche ruhig warten müssen, ob ein wählendes Auge auf sie fällt und ihnen ein bestimmtes Loos zusichert, sind noch immer von den hergebrachten Fesseln des Brauchs und der Sitte gehindert, sich selbstständig eine Zukunft zu schaffen, wie es der junge Mann thut; sie müssen stillsitzen und warten, und so verblühen im Stillen die prächtigsten liebenswürdigsten Geschöpfe, die durch Geist und Herz, durch Bescheidenheit und wirthschaftliche Tugend im Stande gewesen wären, jeden Erwählten zu beglücken, und nichts weiter verlangt hätten, als dies zu dürfen; verblühen und verkümmern, ohne das natürliche Recht jedes Menschen, die ihm verliehenen Kräfte und Anlagen zur Ausübung bringen zu dürfen, genossen zu haben — und wer, als die Betheiligten, kennt wohl alle die stillen Kämpfe, von der sinkenden Hoffnung, dem letzten Anklammern an einzelne Möglichkeiten bis zur völligen Resignation und der Aufgabe jedes Anspruchs an die Befriedigungen dieser Welt — bis zur erklärten alten Jungfer, die mühsam mit weiblichen Arbeiten ihr knappes Leben fristet? Was ist aber eine arme alte Jungfer unter den Geschöpfen dieser Erde?

Und doch sollte in einer wohlgeordneten Gesellschaft Niemand und am wenigsten ein so großer Theil, wie ihn die bis jetzt unverheirathet bleibenden Mädchen bilden, verurtheilt sein, auf menschliches Glück Verzicht leisten zu müssen.

Nun werden Sie wohl fragen: Können wir von Staatswegen die Geburtsverhältnisse ändern, oder sollen wir, wie in China, den Ueberfluß an weiblichen Kindern aus der Welt schaffen, oder sollen wir jedem jungen Manne bei Kopfabhacken aufgeben: zu heirathen, dann seine Frau möglichst geschwind todt zu ärgern und hierauf die zweite zu nehmen?

Nichts von alledem und ich habe auch gar nicht daran gedacht, daß eine Frau absolut nur in einer Heirath ihr Glück finden soll, wie es leider jetzt kaum anders möglich ist. Aber die Gesellschaft soll das Weib eben so gut als ganzen Menschen betrachten, der für sich zu bestehen vermag, wie sie dies mit dem Manne thut, und soll ihm zur Ausbildung und Verwerthung seiner Kräfte freien Spielraum lassen. Warum soll eine Frau nicht Arzt werden dürfen? Warum nicht in allen Geschäften, die hauptsächlich der weiblichen Welt gewidmet sind, eine kaufmännische Carriere wie jeder junge Mann machen können? warum sich nicht in einer Menge leichterer Geschäfte, welche der weiblichen Hand viel näher stehen, als der männlichen, eine Selbstständigkeit erwerben, als da sind: Schriftsetzer, Ciseleure, Uhrmacher und zehnerlei andere? Warum soll die Frau davon ausgeschlossen sein, sich nach der Eigenthümlichkeit ihrer Kräfte ungehindert, wie der Mann, eine bürgerliche Selbständigkeit zu schaffen und ihre Kräfte zu verwerthen?

Da verlangt die Welt, das Mädchen soll sittsam im elterlichen Hause bleiben, soll die Seele rein erhalten von dem Treiben der Welt; aber wenn unbeachtet die Jahre seiner Blüthe vergangen, dann fragt die Welt nicht, bist du im Stande, dich ohne Marter zu ernähren? dann wird die weibliche Arbeit unter allen übrigen am schlechtesten bezahlt, dann kümmert sich Niemand um sie, die Brauch und Sitte verurtheilt haben, die eigenen Kräfte und Anlagen unausgebildet zu lassen, während eine freigegebene bürgerliche Laufbahn das Weib erst zum wirklichen Menschen und auch unverheirathet zum glücklichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen würde.

Ist denn das nicht ein Gegenstand, welcher die ernsteste Betrachtung verdient, oder darf das Weib der alten Welt nie eine mehr als geschlechtliche Beachtung fordern, weil es der schwächere Theil der Menschheit ist?

*) Die gegenwärtigen Zeilen gingen dem Herausgeber vor einigen Monaten von einer jungen, begabten Frau zu, doch war er damals nicht im Stande, der Zuschrift diejenige weite Oeffentlichkeit zu geben, welche die angeregte Frage verdient. So mögen sie denn auf dem jetzigen Wege dem großen Publikum übergeben sein.

Literatur und Kunst.

Literarische Umschau.

Schon vor etwa fünftausend Jahren ließ der ägyptische König Osymandyas eine „Apotheke des Geistes", eine „Heilwerkstatt für die Seele" bauen. So war nämlich die uralte ägyptische Bibliothek getauft worden, und so stand's über ihr mit großen goldenen, heiligen Hieroglyphen oder Wortzeichen: Niederlage, Arsenal, Waffenkammer des Seelenheils, Arznei-Anstalt für den Geist, Gesundheits- und Wissenschaftsquelle.

Wissen ist Macht! sagt ein englisches Sprichwort.

Wie viel Bücher mögen wohl während der fünf Jahrtausende geschrieben und als Geistes-Arznei genossen worden sein, als stärkende Mittel für die Macht der Wissenschaft und der Bildung? Viel, sehr viel, da in Europa allein neuerdings im Durchschnitt etwa 100,000 neue Bücher jährlich erschienen sein sollen. Aber es muß doch nicht recht angeschlagen haben bis jetzt, denn die „Macht des Wissens" ist noch immer recht selten. Oder taugte die Wissenschafts- und Literatur-Medizin nichts?

Zugegeben, daß unendlich viel Bogen bedruckt wurden und werden, an denen (nach Jean Paul) das Weiße das Beste ist, wie an gebratenen Hühnern, so ist es doch auch eine anerkannte und von Ministern und Confiscatoren bestätigte Thatsache, daß die Presse, die Literatur, durch ihre schwarz aufgedruckten Zeichen eine gefürchtete Macht geworden ist — ist es doch ebenso vor Allem die Presse, welche die Fortschritte der Kultur fördert und vermittelt, und wenn sich die Bücher, die reiche Fülle herrlicher, guter, schöner Bücher, noch nicht so recht in ihrer geistigen Apothekerkunst bewährt haben, so liegt es doch nur daran, daß nicht ordentlich und gehörig eingenommen wird — die große Menge bekümmert sich eben viel zu wenig um Bücher. Zeitungen können, ihrer Natur nach, nur das nothwendigste tägliche Brod für politische Belehrung liefern. Der Mensch aber lebt nicht vom Brod allein. Zeitungen lesen versteht sich von selbst. Damit aber können wir das Bedürfniß des Wissens, des Schönen, verständiger und herzlicher Erholung und Erquickung nicht befriedigen, aber wir müssen dem Geiste und Herzen die genügende Nahrung zuführen, wenn wir darin nicht verkümmern sollen, und diese mindestens eben so regelmäßig, wie wir Kaffe trinken. Namentlich wir Deutsche machen uns die Seelenheilschätze, die Wissenschaftsstahltropfen der Literatur, die geistigen Getränke, die in Büchern gleichsam auf Flaschen gezogen sind, viel zu wenig zu Nutze. Wir sind stolz auf Plüsch-Sophas, Kleiderschränke, Silber- und Porzellanspinden, Bilder an der Wand, Wein im Keller — aber nicht auf unsere Bibliotheken. Wohl Mancher hat einen Glasschrank voll Schiller, Goethe, Kotzebue u. s. w. ganz ohne Wahl — mit Goldtiteln hinten — aber die Bücher bleiben ewig neu, und wie selten kauft man sich eins dazu, besonders wenn der Glasschrank einmal voll ist? Viele könnten ebensogut Holzkasten mit aufgeklebten Büchertiteln in den Schrank stellen, wie manches Studenten Tabackskasten: „Knasters sämmtliche Werke."

In England hat jede reichere Familie ihr stets durch neue Erscheinungen bereichertes eigenes Bibliothekzimmer, und selbst Handwerker- und Arbeiterfamilien haben ihr Sprechzimmer, ihren „parlour", mit Büchern geschmückt, zu denen je nach den Mitteln immer neue kommen. — Wissen ist Macht! aber das Volk, welches die Buchdruckerkunst erfand, scheint sich fast am wenigsten darum zu kümmern. Wir ahnen im Ganzen und Großen gar nicht, was für Macht, Schönheit und Genuß in unserer Literatur steckt. Es wird nicht genug, nicht deutlich, nicht eindringlich genug gesagt und nachgewiesen.

Und gerade dies wollen wir von nun an regelmäßig und mit besten Kräften an dieser Stelle versuchen. Das ist unser literarisches Programm. Keine gelehrten Kritiken und Rezensionen, sondern immer frisch in die Seele der Bücher hineingeleuchtet und kurz und anschaulich gesagt, wozu und für wen es gut ist. Somit ist keine Art von Literatur ausgeschlossen, selbst nicht die englische und französische. Denn wenn dort etwas Gutes erscheint, wird es doch immer bald übersetzt. So giebt es in der Literatur eigentlich weder Sprach-, noch politische Grenzen.

Auch wissenschaftliche Bücher, namentlich allgemein verständliche und interessante, sowie Erscheinungen für bestimmte „Fächer" des Wissens, Lebens und Arbeitens, der Kunst und Industrie, des Handwerks und der Fabrikation werden den verschiedenen Berufsklassen unserer Leser je nach Werth und Inhalt empfohlen. Daß wir dabei die Frauen, Bräute, Töchter, Mütter und Tanten nicht vergessen werden, mag man uns auf bloßes Wort glauben. Ist die schöne Literatur nicht besonders reich? Aber wir denken dabei nicht bloß an Romane und Gedichte, sondern auch an Mode-, Erziehungs-, Salon- und Gesellschafts-Literatur. Dann möge sich Jeder eine Geistes-Apotheke, eine Speisekammer des Herzens selbst bilden — und also: „Auf Wiedersehen!"

Ba.

Theater und Musik.

Berlin, Anfang März 1863.

Vor etwa zehn Jahren gab es kein Theater in Deutschland, über welches so viel Schlechtes und Schlimmes zu lesen war, als das königliche Schauspielhaus in Berlin. Es schien eine Art kritischer Verschwörung gegen dessen Intendanz und Leistungen zu existiren; alle Tage vernahm man, daß es ein Jammer für die nordische Metropole der Intelligenz sei, eine solche erste Bühne zu besitzen. Damals kam die Feuilleton-Kritik in eigentliche Aufnahme; die Welt liebt es, Boshaftes und Bissiges über Andere zu hören, und des Menschen Geist brillirt merkwürdigerweise weniger im Lob oder in der Gerechtigkeit und Nachsicht, als in der brüderlichen Aeußerung des Tadels und der souverainen Verurtheilung. Auch kam in jener Zeit hinzu, daß sich die Menschen dieser klimatischen Zone in Folge der Reaction in einer bissigen und oppositionellen Stimmung befanden, die vorzugsweise die Herzen der Journalisten erfüllte. Da nun in der Politik diese Bissigkeit zu äußern gefährlich war, so entledigten sich die Rezensenten ihrer möglichst gegen die Literatur, die Kunst, die Theater — und das königliche Schauspielhaus war in jener Zeit der beste Sündenbock für die politische Misere. Weit entfernt nun, die königliche Bühne heute für ein Muster-Institut zu erklären und eine besondere Zärtlichkeit für ihre Leistungen zu hegen, können wir dennoch mit gutem Gewissen behaupten, daß sie seit zehn Jahren, wenn ihre früheren Beurtheiler Recht hatten, sich mehr gebessert hat, wie irgend Etwas im Staate Preußen. Unter allen Bühnen Deutschlands ist sie es, die überwiegend einem gebildeten Geschmack in ihrem Repertoir huldigt, die somit dem Bilde von einem würdigen deutschen Theater am nächsten kommt. Es sind manche Mittelmäßigkeiten, manche Invaliden im Dienste ihrer Muse; indessen da es anderswo noch schlechter damit bestellt ist, kann man im Allgemeinen zufrieden sein mit dem, was man hat.

Nun sehe man sich aber einmal die Repertoirs der meisten übrigen Theater dieser Stadt an und reime sich dieselben mit dem Geschmack einer gebildeten Bevölkerung zusammen! Von Hause aus stellt man an Privatbühnen nicht die Anforderungen wie an königliche, mit reichen Mitteln dotirte, bei denen das Geld-Interesse keine hervorragende Rolle spielen soll; die kleineren Bühnen sollen mehr der Unterhaltung des Publikums als der eigentlichen Pflege der dramatischen Kunst gewidmet sein; sie haben ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie, anstatt mit der deutschen Muse selbst, sich mit deren lockeren Zofen und Dienstmägden zu schaffen machen; aber die jetzt bei den meisten von ihnen eingerissene Possenwirthschaft geht denn doch über die Grenze hinaus, bis wohin ein Publikum von einigem Geschmack allenfalls mitgeht. Wenn die Bühne, wie man, und mit Recht, sagt, einen Spiegel der Volksbildung bildet, so kann man den Berlinern eben keine gute Censur ausstellen, denn sie geben tagtäglich noch Geld dafür aus, um den elendesten Blödsinn, die geschmacklosesten Trivialitäten zu genießen und wie es scheint mit Vergnügen. Man kann ihnen zur Ehre nur annehmen, daß ein politischer Katzenjammer über die Zustände ihres engeren wie weiteren Vaterlandes sie Abends in diese Vorstellungen treibt, gegen welche die von Linde's Puppentheater eine wahre moralische Ueberlegenheit, einen faßbaren Ueberfluß an Verstand und Witz an den Tag legen. Wie man in schlechten Frikassees froh ist, ein wenig trockenes Hühnerfleisch und ein paar Kapern zu finden, so hebt sich aus dem Blödsinn dieser jetzigen Possen hin und wieder ein kalauer Witz, eine pikante Anspielung auf, über welche das Publikum in ein Entzücken geräth, dem die hektische Signatur nur zu grell aufgedrückt ist. Wir verdenken es weniger den Theaterdirektoren, diesen Possenkehricht sechzig, siebzig, hundertmal hintereinander tagtäglich wieder zusammenzubringen, denn sie bekommen ja dafür bezahlt; aber wir verdenken es den Schauspielern, die tagtäglich solche Arbeit leisten und sich dafür gar noch für große Künstler halten; wir verdenken es aber vor Allem dem verehrlichen Publikum, sich selbst so schamlos ein Zeugniß seiner geistigen Misere auszustellen. Wenn man zu seiner Freude sieht, wie bei guten, selbst klassischen Ausführungen im Schauspielhause meist alle Plätze besetzt sind, und wenn man daneben hört, daß der höchste und widerlichste Blödsinn ein Vierteljahr lang hintereinander die Räume der meisten kleineren Bühnen Berlins füllt, dann möchte man doch zu der Ueberzeugung kommen, es leben zwei Geschlechter in der Stadt an der Spree: Hellenen und Heloten.*)

Bei dem Uebergang zur Musik greift eine sanftere Stimmung in uns Platz, denn im Allgemeinen schützt der Ernst der deutschen Muse sie vor jenen Entartungen, wie sie die gesprochene Dramatik erlebt hat. Doch mag das Weitere für nächstes Mal verschoben bleiben, damit die Kunst nicht andern Ansprüchen an den Raum unseres Blattes hindernd in den Weg trete.

X.

*) Eine Würdigung der ausgesprochenen Ansichten behält sich die Redaktion für nächste Nummer vor.

Wissenschaft für's Leben.

Polen und seine Kämpfe.

I.

Wer am Strande von Calais spazieren geht, kann bei hellem Wetter die weißen Kreidefelsen der englischen Küste sehen. Umgekehrt ist Frankreichs Küste bei klarem Wetter stets in England sichtbar. So schmal ist der Kanal, welcher beide Länder trennt. Wie groß ist aber der Gegensatz zwischen den Völkern derselben, größer, unendlich größer als der Unterschied zwischen dem Britten im Heimathlande und dem Nordamerikaner englischer Abkunft in den sogenannten neuenglischen Staaten, obgleich zwischen England und Amerika der große Ocean seine Wogen rollt.

Aber welch noch größerer Gegensatz findet zwischen den beiden Völkern statt, die gemeinschaftlich das Stromgebiet der Weichsel und des Niemens bewohnen. Welch ein Gegensatz zwischen dem phlegmatischen, holländisch-reinlichen, seit Jahrhunderten im freien Besitze seiner Scholle sich befindlichen Bewohner unserer Weichselniederungen, und dem sanguinischen, zerlumpten aber geistig keineswegs von der Natur vernachlässigten polnischen Bauer. Diesen Gegensatz hat nicht nur die verschiedenartige religiöse Richtung, sondern Alles, bis herab zum Geschmack und Farbensinn bedingt. Während der Niederunger vorzugsweise dunkele Farben liebt, ist das brennende Roth die Lieblingsfarbe des Polen. Der deutsche Bauer liebt den blanken Beschlag einer holländisch weiß gebeizten Thür. Der Pole liebt es, seine Lappen mit messingenen Knöpfen zu schmücken.

Die Vaterlandsliebe der Deutschen ist eine ehrsame gleichmäßige Familienliebe. Der Sarmate liebt oder verräth sein Vaterland wie eine Geliebte, um die man mit dem Feuer der ersten Jugendliebe wirbt, oder der gegenüber sich zuletzt die Liebe in den Haß verschmähter Zuneigung verkehrt.

Das deutsche Leben hat sich um blühende Städte, den Mittelpunkten deutscher Gesittung, gruppirt. In Polen sind die Städte zum großen Theile deutsche Kolonien. Einen Bürgerstand im eigentlichen Sinne hat die slavische Welt nicht erzeugt. Der polnische Jude ist ein wesentlicher Ersatz des in Polen fehlenden Bürgerthums gewesen.

Wir müssen es unterlassen, noch weiter auf die grellen Gegensätze zwischen Polen und Deutschen zu verweisen. Zwei Nationen von so verschiedenem Gepräge, welche die Vorsehung neben einander geworfen, mußten sich befehden; sie brauchten sich aber nicht zu vernichten.

Die erste Begegnung der Polen und Deutschen im Osten war keine feindselige. Die Polen konnten der heidnischen Urvölker in der heutigen Provinz Preußen nicht Herr werden. Sie beriefen den deutschen Orden in's Land, und dieser eroberte in langwierigen Kämpfen Preußen für deutsche Gesittung und deutsche Freiheit. Unter dem Orden blühte das Städtewesen gerade an den Ostmarken unseres deutschen Vaterlandes mächtig auf. In den auf Veranlassung der deutschen Ritter ausgetrockneten Marschgegenden entstanden fast republikanisch freie Bauerngemeinden. Im danziger und marienburger Werder werden noch heute viele Menschen geboren, leben und sterben, ohne daß sie je einen Adligen zu Gesicht bekamen.

Aber die Blüthezeit des deutschen Ritterordens, der Preußen beherrschte, war eine kurze. Als die Ritter, anstatt die Freiheit der Bürger und Gemeinden zu achten, übermüthig und junkerhaft wurden, erlagen sie mehr dem Verrathe im eigenen Heere als der Tapferkeit der Polen in der Schlacht bei Tannenberg (1414). Die Schmach aber, welche der Orden nach Außen erlitten, machte ihn nach Innen nur noch despotischer.

Dieses führte 1454 zu einem Aufstande der Westpreußen, der nach einem dreizehnjährigen Kriege 1467 mit dem Frieden zu Thorn endigte. Damals begab sich Westpreußen und Danzig unter die Schutzherrlichkeit des Königs von Polen, nicht der Republik Polen; vielmehr behielt Westpreußen ungefähr eben so viel verfassungsmäßige Unabhängigkeit von Polen, wie sie Ungarn Jahrhunderte lang gegenüber den Herrschern des Hauses Oesterreich behauptete. Namentlich als Danzig dem König von Polen, Stephan Bathory, die Huldigung verweigerte und derselbe diese Stadt vergeblich belagerte, erhielt sie von demselben so viel Freiheiten, daß sie mit Recht von da ab (1578) als eine Republik angesehen werden konnte.

Die Republik Polen suchte zwar Westpreußen sich wiederholt einzuverleiben und polnisches Wesen daselbst zu verbreiten, auch die Freiheiten der Republik Danzig zu beschränken, und bei Westpreußen gelang diese Beeinträchtigung deutschen Rechtes theilweise — nicht aber bei Danzig. Die Bürger der Stadt Danzig kehrten sich nicht an das polnische Recht. Als ein polnischer Edelmann dereinst einen Leibeigenen in Danzig erschlug und nach polnischem Rechte mit Geld gebüßt werden wollte, ließen ihm die Danziger nach gutem deutschen culmischen Rechte den Kopf abhauen.

Wir nannten Polen eine Republik. Das war es nicht bloß dem Namen nach, sondern auch in der That, obgleich ein König an der Spitze stand. Dieser König wurde aber vom Adel gewählt, und war entweder ein ausländischer Fürst, oder ein polnischer Edelmann. Seine Macht war eine sehr geringe.

Die eigentliche Gewalt war vorzugsweise im Reichstage, der aus zwei Kammern, der des Senates, in welcher die größten Beamten des Reiches saßen, und der der Landboten, in welcher die Abgeordneten des Adels tagten, bestand.

Polens Unglück war auf der einen Seite eine maßlose Freiheit, auf der andern Seite eine durch keine Mittelglieder der Gesellschaft allmälich abgestufte, unfreie Bauernschaft. Leibeigene gab es in ganz Europa im Mittelalter. Aber je mehr sich ein nationales Städtewesen erhob, je mehr absorbirte es die Leibeigenschaft, je mehr wirkte es auf die bäuerliche Unfreiheit zerstörend ein. In Polen indessen wie in Ungarn trug das Städtewesen stets nur ein kolonieartiges Gepräge. Daher blieb das platte Land vom Städtewesen mehr abgeschlossen wie anderswo; dadurch kam es auch, daß auf der einen Seite Handel und Industrie sich weniger entwickelten, als in anderen europäischen Staaten, und mit Allem auch der Ackerbau zurückblieb.

Auf der anderen Seite zeigte sich das Verderbliche einer abgeschlossenen Adelsherrschaft darin, daß der Adel selbst durch sie verdorben wurde. Alle Adligen waren in Polen gleich. Alle konnten Könige werden. Alle mochten im Stillen hoffen, daß sie bei der Königswahl einst das große Loos ziehen würden. Dadurch kam in den ganzen Staat ein Mangel an Gehorsam und Gefügigkeit, mit dem auch das freieste Gemeinwesen nicht bestehen kann.

Das Recht jedes einzelnen Abgeordneten, durch seinen Widerspruch ein Gesetz zu verhindern (**Liberum Veto**), ist nichts Polen Eigenthümliches. Mehrheitsschlüsse sind fast allen älteren Reichsversammlungen Europa's unbekannt; auch in den alten englischen Parlamenten, auch in den Generalstaaten Hollands entschied nur der übereinstimmende Wille Aller, nicht die Mehrheit. Das aber zeichnete Polen aus, daß der Widerstand eines einzigen Abgeordneten, sein Ruf: **Nie pozwalam!** (Ich gestatte es nicht!) oder: **Nie masz zogda!** (Ich bin nicht zufrieden!) alle auf einem Reichstage gefaßten Schlüsse, so weit sie nicht die bloße Verwaltung betrafen, vernichtete.

In den guten Zeiten der Republik herrschte in Polen größere Religionsfreiheit als anderswo. Daher wurde Polen die Freistätte vieler Tausend Juden. Aber auch viele christliche Sekten, die selbst in protestantischen Ländern verfolgt wurden, fanden in Polen gastliche Aufnahme. So lange Polen diese Grundsätze religiöser Freiheit aufrecht erhielt, stand es fester da als später, wo es mit der religiösen Freiheit sich selbst untergrub. Jesuitenthum und bornirtes Pfaffenthum führten zur schließlichen verderblichen Einmischung des Auslandes.

Doch hatte diese Einmischung schon früher stattgefunden.

Es war ein großer Fehler, daß die Polen ihren Königsthron nicht Fremden versagten. Wir sind erst heute so weit, um ein Schauspiel zu erleben, daß alle Fürsten Europa's den griechischen Thron ausschlagen. Der polnische Thron fand mehr Liebhaber. Nachdem noch Heinrich von Valois 1574 aus Polen förmlich geflüchtet war, um in Frankreich regieren zu können, fanden sich fremde Thronkandidaten von größerer Ausdauer.

Diese suchten den Adel auf ihre Seite zu bringen, und das Gold des Auslandes verdarb die guten Sitten der Patrioten und untergrub den polnischen Patriotismus. Dazu kamen die durch das **Liberum Veto** (s. o.) genährten Parteiungen des Adels, welche unausgesetzt zu Sonderbünden führten. Kurz, das einst mächtige Polen wurde immer schwächer. Seine einst ohnmächtigen Nachbaren immer mächtiger.

Wenn man diejenigen Fürsten Genies nennt, welche den ehernen Ring der Sklaverei um immer neue Länder schlagen, so war Peter der Große ein Genie. Anstatt aber aus seinen Russen ächte Russen zu machen, suchte er Deutsche, Franzosen, Engländer aus ihnen zu machen. Während er in rohester Weise sein eigenes Volk seinem Willen unterwarf, während die Leibeigenschaft verschärft, während die alte asiatische Gemeindefreiheit erschüttert wurde und er Rußland mit einem sklavischen Beamtenheere bedeckte, wurde das große Reich die Freistätte aller heimathlosen Abenteurer. Sie gaben der russischen Politik ihr zugleich ruchloses und abenteuerliches Gepräge.

Eroberung, nichts als Eroberung, Gleichförmigkeit des Eroberten, das russische Grün als Leichentuch über alles selbstständige Leben gebreitet, das wurde das Geheimniß der russischen Diplomatie.

Polen bot zur Verwirklichung der russischen Pläne eine vortreffliche Handhabe. Die Parteiungen des Adels, die Kämpfe um die Königswahl waren ein trefflicher Vorwand, um Rußlands Einfluß in Polen zu befestigen, und dort erst zu wühlen, dann sich einzumischen, endlich zu herrschen und zu unterdrücken.

Eine im Jahre 1837 zur Belehrung des jetzigen Kaisers in St. Petersburg niedergeschriebene Denkschrift sagt über die russische Politik Polen gegenüber:

„Die Zerstückelung und Vernichtung Polens war unumgänglich „nothwendig, weil Rußland habe nach Westen vordringen und die „Slaven alle ohne Ausnahme wohnlich in dem großen Hause „unterbringen müssen."

„Eben dadurch sei Rußland zur ersten Weltmacht bestimmt. „Und da Polen nicht eine Erbmonarchie, sondern eine aristokratische „Föderation, oder wohl richtiger gesagt, eine unruhige Adelsdemo„kratie bildete, auch sehr verschiedene Nationalitäten nur locker um„schloß, so war das Schicksal jener Scheinrepublik einem großen „einheitlichen Nachbarstaate gegenüber von vornherein klar."

Einer jener abenteuernden russischen Diplomaten, Pozzo di Borgo, von Geburt ein Corsikaner, der aus Haß gegen seinen Landsmann Bonaparte sich dem nordischen Alleinherrscher in die Arme geworfen, stellte 1814 in einer Denkschrift an den Kaiser Alexander I. das Verhältniß ähnlich dar. Er sagt:

„Das Verhältniß Rußlands zu Polen sei stets das einer star„ken und mächtigen gegen eine kraft- und machtlose Regierung ge„wesen. Es wäre nicht schwer gewesen, das Schicksal einer verderb„ten, durch Parteien zerrissenen Nation, einem nebenbuhlerischen „Volke gegenüber, das durch eine geschickte und starke Regierung ge„leitet wird, und welche einem klar vorgezeichneten Ver„größerungsplane folgt, vorherzusagen. Wer über das Schick„sal der Polen erstaunt ist und sich über die Folgen wundert, welche „ihre Uneinigkeit über sie gebracht, muß in den Büchern der Geschichte „gänzlich unwissend sein. Die Zerstörung der politischen Existenz „Polens füllt den Inhalt der ganzen neueren Geschichte Rußlands aus."

„Die Erwerbungen in Polen hätten den Zweck gehabt, die „Beziehungen Rußlands zu den westlichen Nationen zu vermehren „und Rußland ein weiteres Feld, eine edlere Bühne für die Anwen„dung seiner Macht und seines Talentes, für die Befriedigung seines „Stolzes, seiner Leidenschaften und seiner Interessen zu gewähren."

Bereits im Jahre 1733 hatte Rußland durch offene Gewalt die Wahl August III., Kurfürsten von Sachsen, durchgesetzt.

Polens Schicksal aber war besiegelt, als ein ruchloses deutsches Weib, Catharina II. von Zerbst, welche ihren Gemahl Peter III. von Rußland erst hatte entthronen und dann umbringen lassen, die Zügel der Regierung mit starker Hand im Czaarenreiche ergriff. Sie setzte die Wahl ihres Geliebten Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen durch, und von da an behandelte sie Polen als eine sichere russische Beute. Ein Grund zur Einmischung in polnische Angelegenheiten war bald gefunden.

Die jesuitische Partei setzte es durch, daß den griechisch-katholischen und protestantischen Adligen ihre Rechte entzogen wurden. Angeblich um die Rechte der Dissidenten zu schützen, rückten russische Heere in Polen ein und verübten die entsetzlichsten Gräuel. Gegen diese Gewaltakte Rußlands empörten sich die polnischen patriotischen Adligen. Sie bildeten eine Verbindung zu Bar, und riefen die Türken um Hilfe auf. Aber die Türken wurden geschlagen, und sowohl die Türkei wie Polen waren der russischen Ländergier preisgegeben.

Um der Erhaltung der Türkei und um der Erhaltung des europäischen Friedens Willen beschloß Friedrich der Große, Polen Rußland preiszugeben. In dem Theilungsvertrage von 1772 erhielt Rußland Litthauen mit 1,800,000 Einwohnern, Oesterreich Gallizien mit 2,580,000 Einwohnern, Preußen Westpreußen, ohne Danzig und Thorn, Ermeland und den Netzdistrikt.

Friedrich II. hatte somit Länder, die stets deutsche gewesen, wieder mit Deutschland vereinigt. Was sie unter Preußens Hand geworden, beweist ein Blick auf Städte wie Bromberg, welches 1772 kaum 1000, jetzt 22,400 Einwohner hat und wir können nur im Interesse deutscher Kultur und Sitte jetzt an jenen Eroberungen Preußens festhalten.

Schon ehe die Polen dieses National-Unglück, welches ihre Uneinigkeit und ihre schlechte Verfassung verschuldet, betraf, hatten sie sich bemüht, ihre Staats-Einrichtungen zu verbessern. Sie wandten sich zu dem Ende an die berühmtesten Staatsweisen Frankreichs, u. A. an Rousseau und Mably um Belehrung.

Die Polen legten aber auch selbst Hand an Verbesserung ihrer Verfassung, und selbst ehe die französische Nationalversammlung ihre Verfassung beendigte, wurde die neue Verfassung Polens im Jahre 1791 verkündet. Diese Verfassung führte die Erbmonarchie in Polen ein; sie sollte auf Ausgleichung des Ständewesens und Herstellung eines selbstständigen Bürgerthums hinwirken. Sie war ein Muster verbessernder, das Alte so viel wie möglich schonender Weisheit.

Preußen hatte sich mit den Polen zur Aufrechthaltung ihrer Verfassung verbunden; allein als Rußland von verrätherischen Anhängern des Alten herbeigerufen wurde, gab Friedrich Wilhelm II. seinen polnischen Alliirten auf und vereinigte sich 1792 zu einer neuen Theilung Polens mit Rußland.

In demselben Jahre, in welchem Ludwig XVI. Haupt fiel, wurde auch Danzigs selbständige politische Existenz vernichtet, und dieses nach einem kurzen Straßenkampfe eine preußische Stadt.

Als aber 1794 Rußland neue Zumuthungen an Polen stellte, um Polen politisch ganz zu vernichten, da griffen die Polen in ihrer Verzweiflung unter Kosciusko's genialer Führung zu den Waffen. Aber der Uebermacht der Theilungsmächte mußte Polen unterliegen. Nach einem entsetzlichen Gemetzel nahm der russische General Suwarow Praga und wurde so Herr Warschau's.

Polen hörte auf ein Staat zu sein. Es wurde zum dritten Male getheilt, und damals erhielt Preußen fast alles Land westwärts von der Weichsel, Warschau mit inbegriffen.

So endigte ein großer Staat, nicht so sehr durch die Bosheit und Tücke seiner Nachbaren, sondern weil er mit seiner ganzen politischen Entwickelung hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben war.

Kosciusko soll, als er in der letzten Schlacht verwundet vom Pferde gefallen, ausgerufen haben: Finis Poloniae! Das ist Polens Ende! Neuere Geschichtschreiber haben behauptet, daß er diesen Ausspruch nicht gethan, nicht gethan haben könne.

Gleichviel, ob dem so sei oder nicht, so hat Polens spätere Geschichte, selbst seine Verfassungsreform von 1790 und 1791, eine Berufung gegen diesen Todesspruch eingelegt.

Wir Deutschen mit unserem dreißigjährigen Kriege, mit der Schmach des Rheinbundes, haben keinen Grund, Polens Todesurtheil mit zu unterzeichnen.

Gehen wir jetzt zu den Auferstehungsversuchen, die Polen in diesem Jahrhunderte angestellt, über.

Die Lichtflamme,

von Johannes Gädicke.

Die Welt, wenn wir als solche die „kleine Narrenwelt", den Menschen auffassen wollen, ist sehr nüchtern geworden. Unsere Berge lassen wir nicht mehr von lebenden Kobolden und Nickeln, sondern von todtem Kobalt und Nickel bewohnen. Die Engel erscheinen uns nicht mehr, um uns Nachricht zu geben von Sachen, die in weiter Entfernung vorgehen und uns die Wege anzudeuten, die wir einzuschlagen haben, sie sind durch ein strenges Machtwort von unserer Erde verbannt und die Nachrichten aus weiter Ferne gehen uns heutzutage durch geflügelte Telegraphenboten zu; den Weg aber, den sie zu wandeln haben, wünscht Jeder selbst zu bestimmen; das ganze Geschlecht der Hexen scheint auch durch die mörderischen Verfolgungen gleich den Auerochsen fast ausgerottet, und heute bereiten anständig aussehende Leute in äußerst sauberen Lokalitäten die Wundertränkchen; ihr Hocuspocus machen sie nicht mehr mit dem Schwarzen, sondern mit der Schwärze; ja es geschieht sogar nicht einmal ein simples Wunder, das uns in staunende Erregung setzen und unseren Durst nach Uebernatürlichem stillen könnte.

Arme Welt, wie bist Du so nüchtern!

Aber sehen wir doch einmal zu, ob wir in dieser wunderlosen Zeit nicht Etwas finden, was, trotz seiner Alltäglichkeit und Nüchternheit, bei genauerer Beobachtung einiges Interesse zu erregen vermag.

Da steht z. B., um bei dem ersten Besten anzufangen, eine brennende Stearinkerze vor mir, deren wunderlich gestaltete, herabgelaufene Fettzacken das Gesicht eines alten Mannes mit langem weißen Bart darstellen. Ein Dichter würde daran vielleicht eine phantasiereiche Betrachtung knüpfen, wir aber stellen uns heute auf den Standpunkt des Naturforschers und sehen einmal auf das, was man eben nicht sieht, wollen uns klar machen, worüber wohl schon Mancher im Stillen selbst sich verwundert, wie nämlich durch Verwandlung des Fettes die leuchtende Flamme sich entwickelt.

Zunächst sehen wir, daß die Fettkörper an der Stelle, wo sie eine Flamme erzeugen, stets einer Erhitzung ausgesetzt sind; wir müssen also zuerst ermitteln, wie sich die Fette in der Hitze verhalten. Wie alle Körper, die ihren Ursprung im Pflanzen- oder Thierreich haben, so geben auch die Fette beim Erhitzen drei Produkte: ein mit leuchtender Flamme brennendes Gas, eine braune Flüssigkeit, die mit dem Gase fortgeht und Theer heißt, und Kohle, die als Coaks in dem Gefäß, worin die Masse erhitzt wurde, zurückbleibt. Wenn man den Theer für sich noch stärker erhitzt, so liefert er eine neue Quantität Gas und hinterläßt Coaks. Erhitzt man also den Körper gleichmäßig stark, so erhält man nur Gas und Coaks.

Entwickelt das Fett überhaupt beim Erhitzen ein Gas, so wird es auch, wenn es am Dochte erhitzt wird, die nämliche Erscheinung zeigen, und wir gelangen gleich zu dem Resultat, daß die Flamme des Lichtes eigentlich eine Gasflamme ist, bei deren Erzeugung wir aber glücklicherweise mit der städtischen Gasanstalt in keine Concessionsstreitigkeiten kommen. Gehen wir in gleicher Weise kritisch an jegliches Leuchtmaterial, so finden wir, daß in jedem Falle eine Flamme ein verbrennendes Gas ist, erzeugt durch Erhitzung eines Körpers, gleichviel ob in einer Retorte mit eisernen Wandungen oder in einem Dochte, wo die Wandungen des Erhitzungsgefäßes theils aus Kohle, theils aus halb verkohlten Fasern bestehen. Wir sehen also, daß man Leuchtgas schon so lange benutzt hat, als künstliches Licht existirt, wenngleich die eigentliche Leuchtgasbereitung erst ein halbes Jahrhundert alt ist.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Diese freilich gewinnt den Lichtern und dem Oel in größeren Städten bereits so viel Boden ab, daß z. B. mehrere Fabriken schon seit längerer Zeit ihr Seifenwasser, das vom Entfetten der Wolle, dem Entschälen der Seife u. s. w. abgeht, benutzen, um daraus mit Säure das Fett abzuscheiden, dieses in Gas zu verwandeln und damit die Fabrikräume zu beleuchten. Die Fabrikation dieses Fettgases ist nicht wesentlich von der des Steinkohlengases verschieden. Das Fett wird nämlich in einem Kessel geschmolzen und fließt dann in ein eisernes Gefäß (Retorte), welches Ziegelstücke enthält und mit diesen zum Glühen erhitzt ist. Der Fettstrahl bricht sich auf den Ziegelstücken und geräth beim Herabfließen durch deren Zwischenräume in einen Zustand feinster Vertheilung, so daß eine schnelle und durchgreifende Erhitzung bewirkt wird. Hierbei liefert das Fett ein sehr reines Gas, eine geringe Menge Theer und Coaks, welche auf den Ziegelstücken zurückbleiben.

Ganz ähnlich aber verfährt das Stearinlicht bei Erzeugung seines Gases, nur ist das Licht selbst zugleich Schmelzkessel, Retorte und Brenner.

An jedem brennenden Licht sehen wir, zunächst der Flamme, eine schüsselförmige Vertiefung, worin sich geschmolzenes Fett befindet. Der Docht ragt in der Mitte daraus hervor und umgiebt sich oberhalb mit der Flamme. Diese strahlt nun eine solche Wärme aus, daß von dem Fette stets eine genügende Quantität schmilzt, um den Docht mit neuem Brennmaterial zu versehen. Ist das Fett zu leicht schmelzbar, so füllt sich die besprochene schüsselartige Vertiefung bis zur Rande, ja bis über den Rand, und die geringste Erschütterung bewirkt dann ein Ueberfließen, d. h. ein Herablaufen des Fettes. Es folgt daraus nun aber nicht, daß wir das Herablaufen stets dem Kerzenfabrikanten zur Last legen müssen, denn ein Neigen des Lichtes oder ein Luftzug, der die Flamme auf die Seite legt und sie somit der Fettmasse nähert, bewirkt ebenfalls eine zu starke Schmelzung, und als deren Folge das Herablaufen. Die schüsselförmige Vertiefung stellt hier den Schmelzkessel dar, aus welchem das flüssige Fett in das Erhitzungsgefäß, den Docht, geführt wird. In der Anordnung der Apparate stoßen wir hier auf eine kleine Verschiedenheit der Fettgasbereitung in der Kerze von der in der Retorte. Der Schmelzkessel liegt nämlich bei der letzteren über, bei der ersteren unter dem Erhitzungsgefäß, und hier wird die Flüssigkeit somit in die Höhe geführt. Welches Pumpwerkes bedient sich nun die Kerze, um dies zu bewirken?

Sie wendet sich in dieser Angelegenheit an eine sehr merkwürdige Naturkraft, an die sogenannte Capillarität oder Haarröhrchenkraft, von deren Wirkung man eine Anschauung erhält, wenn man ein haarfeines Glasröhrchen in Wasser oder besser in eine gefärbte Flüssigkeit, z. B. Tinte, eintaucht. Dabei bemerkt man, daß sich die Flüssigkeit bis zu einer bestimmten Höhe, die um so bedeutender ist, je feiner das Röhrchen war, hineinsaugt und darin festgehalten wird. Der haarfeine Kanal braucht nun aber nicht, wie bei der Glasröhre, eine regelmäßig cylindrische Gestalt zu haben, sondern kann ganz unregelmäßig gestaltet, selbst nicht einmal der Länge nach geschlossen sein, wenn nur die ihn begrenzenden Wandungen hinreichend nahe bei einander stehen. Jedes Fasergewebe wird demnach die Erscheinungen dieser Kraft zeigen. So zieht z. B. ein Stück Löschpapier, wenn man es mit einer Ecke in Wasser tauchen läßt, in kurzer Zeit die Flüssigkeit bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf. Es ist demnach klar, daß der Docht, der in dem Schmelzkessel der Kerze steht, das flüssige Fett vermöge seines faserigen Gefüges in die Höhe ziehen muß. Oben angelangt, kommt das Fett in den erhitzten Theil des Dochtes, und wird sich hier in Gas, Theer und Coaks zerlegen.

Wer zuweilen eine Lichtflamme genau beobachtet hat, der wird öfter an der Spitze des Dochtes ein Kochen und Blasenwerfen bemerkt haben, das die Ursache des singenden Geräusches ist, welches die Kerze zuweilen hören läßt. In solchen Fällen ist die Vergasung sichtbar, man kann sich indessen durch einen einfachen Versuch überzeugen, daß bei der Kerze wirklich stets eine Gasbildung stattfindet und daß die Flamme nicht etwa ein direkt brennendes Fett ist.

Hält man nämlich ein brennendes Zündholz über eine Kerzenflamme und bläst dieselbe dann aus, so gewahrt man, daß sich, selbst wenn man das Zündholz 1½—2 Zoll über dem Dochte hält, die Flamme wieder entzündet, die Entzündung springt also gewissermaßen durch die Luft herab, welche Erscheinung nicht eintreten könnte, wenn nicht ein brennbares Gas vorhanden wäre. Den Vorgang hierbei haben wir daraus zu erklären, daß der Docht nach dem plötzlichen Ausblasen der Flamme sich verhältnißmäßig langsam abkühlt und fortfährt, von dem noch flüssigen Fett aufzusaugen und dasselbe zu vergasen. Da seine Temperatur indessen geringer sein muß, als vor dem Auslöschen der Flamme, so wird die Vergasung eine unvollständige sein und es wird sich eine größere Menge Theer erzeugen als vorher. Dieser Theer steigt in Dampfform mit dem Gase empor und bildet den unangenehm riechenden Qualm, der das Auslöschen des Lichtes begleitet.

Wenn aus irgend welchen Ursachen, die wir nicht näher erörtern, der Theer in der Lichtflamme nicht vollständig verbrannt und demnach in die Luft geht, so nehmen wir ihn als höchst widerlichen, die Brust beklemmenden Geruch wahr und sagen: das Licht blakt.

Eine jede leuchtende Flamme besteht aus mehreren scharf von einander geschiedenen Theilchen, nämlich: 1) einem dunklen innern Theil, der von den unverbrannten Gasen angefüllt wird und den wir Kern nennen. Derselbe ist umgeben 2) von einem leuchtenden Mantel, und dieser ist eingeschlossen 3) von einer Umhüllung von Gasen, die mit ganz schwach leuchtender blauer Flamme brennen. Der dritte Theil wird nur wahrgenommen, wenn man längere Zeit auf die Flamme sieht, oder besser, wenn man ein Auge schließt und ein Stück dickes Papier so hält, daß es den leuchtenden Theil dem Auge gerade verdeckt und nur das Licht des äußersten Mantels an seiner Kante vorbeistrahlen läßt. Ueber die Vorgänge im Innern der Flamme besitzen wir eine vortreffliche Untersuchung, wobei durch einen Sauge-Apparat die Gase aus verschiedenen Höhen der Flamme abgesaugt und für sich geprüft wurden. Es zeigten sich dabei den Gasen immer mehr Verbrennungsprodukte beigemischt, je näher man der Spitze kam. Das Gas, welches aus der Höhe des Dochtes und etwas darüber stammte, brannte mit stark leuchtender Flamme. Die Leuchtkraft der aufgefangenen Produkte nahm jedoch, je näher der Spitze derselben zu, je mehr ab, das Gas brannte endlich nur noch mit blauer Flamme und war zuletzt für sich kaum noch brennbar.

Das einfache Stearinlicht, das Jeder so tausendmal mit Gleichgültigkeit angesehen hat, weil es ihm zur Alltäglichkeit geworden ist, bietet, wie aus den vorhergegangenen Andeutungen erhellt, eine große Mannigfaltigkeit merkwürdiger Vorgänge dar, wenn man sich die Mühe einer näheren Betrachtung nicht verdrießen läßt und mit dem „Warum“ nicht sparsam ist. Es gilt, um des Interessanten in Fülle zu finden, nur uns von den Banden der Alltäglichkeit zu befreien, welche die Wunder unserer nächsten Umgebung mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt.

Wir hatten es hier allerdings mit einem Kunstprodukt zu thun, bei dem sich die Vorgänge verhältnißmäßig einfach gestalten, so daß wir ihnen so ziemlich bis in die Einzelnheiten folgen können. Wie unendlich wunderbarer tritt uns aber die Natur im lebenden Organismus, im kleinsten Pflänzchen, im winzigsten Infusionsthier entgegen, bei denen wir bald auf einen Punkt kommen, wo wir vor einem großen ungelösten Räthsel stehen.

Es fehlt demnach in der Welt, selbst in unserer Umgebung, nicht an Wundern, es kommt nur auf uns an, sie zu sehen und zu erkennen.

Lose Blätter.

Die kleine Primadonna **Adelina Patti**, deren sich ja wohl mancher Berliner noch mit Vergnügen erinnert, hat in Paris einen außerordentlichen Erfolg und ist der Liebling der wankelmüthigen Bevölkerung der Hauptstadt Frankreichs. Als eine achtungswerthe Eigenthümlichkeit wird besonders von ihr hervorgehoben, daß sie, ungleich der Mehrzahl ihrer Rivalinnen, sich nie gegen die kaiserliche Loge wendet, wenn Napoleon zugegen ist, und von dessen Beifallsbezeigungen keine Notiz nimmt. Gegen das Ende der Vorstellung warf der Kaiser einmal ein prachtvolles Bouquet auf die Bühne und aus demselben rollte ein kostbarer Diamant-Ring hervor. Die kleine Amerikanerin sang ihre Partie zu Ende und verließ die Bühne, ohne Strauß und Ring aufzuheben, oder dem Kaiser auch nur durch die geringste Verbeugung zu danken. Ein Sänger hob die Präsente des Kaisers später auf und brachte sie in das grüne Zimmer. Das ungewöhnliche Benehmen der neuen Primadonna soll dem Kaiser Spaß machen und Paris ist ganz entzückt über die Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Originalität der Amerikanerin mit italienischem Namen. Man betrachtet ziemlich richtig ihre Eigenthümlichkeiten als Folgen der amerikanischen Erziehung.

Zu Lessing's Eigenthümlichkeiten gehörte, wenn er mit irgend einer entstehenden literarischen Schöpfung beschäftigt war, eine oft völlige Abwesenheit des Geistes. Eines Abends klingelte er, nach Hause kommend, an seiner Hausthür, und seine Haushälterin rief, ihn nicht erkennend, aus dem Fenster: „Der Herr Doktor ist nicht zu Hause!“ — „Danke schön!“ erwiderte der Dichter und wanderte davon. Erst zwei Straßen weiter stand er kopfschüttelnd still — um noch einmal heim zu kehren.

Druck und Verlag von Franz Duncker in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Otto Ruppius in Berlin.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg